



Stadt  
Bücherei  
Elbing

Magistrat Elbing  
Eing. 5. JULI 1930

# Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 5

1. Juli 1930

Nummer 1

**Inhalt:** Vereinsnachrichten, Seite 1. — E. Wermke, Zeugnisse ostpreußischer Musikgeschichte, Seite 1. — E. Anderson, Das Kneiphöfische Rathaus ein Stadtgeschichtliches Museum, Seite 4. — R. Grieser, Ein Stadtprivileg Neidenburgs aus der Ordenszeit, Seite 9. — E. v. d. Velznig, Das Alter der Gewölbefußsteine in der Kirche zu Wargen, Seite 14.

*Handwritten note:*  
Zur Elbinger  
zum Mühlen

## Vereinsnachrichten.

Im April und Mai sprachen, wie im letzten Heft der „Mitteilungen“ angekündigt, die Herren Dr. Güttler und Dr. Gause. Außerdem teilte in der Maiitzung Herr Oberstudiendirektor Prof. Dr. Loch einige neue Ergebnisse aus seinen Forschungen über die ältesten Studentenverbindungen Königsbergs mit. Im Juni fand bei leider nur geringer Beteiligung ein Ausflug nach dem Schlachtfeld von Pr.-Eylau statt, bei dem Herr Major v. Sacken liebenswürdigerweise die Führung übernommen hatte. Die Teilnehmer wanderten über die Kreegeberge nach Kutschitten und von dort nach Pr.-Eylau zurück, dankbar für die sachverständigen Erläuterungen ihres Führers.

## Zeugnisse ostpreußischer Musikgeschichte.

Zur Ausstellung der musikalischen Schätze der Staats- und Universitätsbibliothek zu Königsberg im Stadtgeschichtlichen Museum.

Von Ernst Wermke.

Königsbergs Ruf als Musikstadt ist seit langem fest gegründet und weithin bekannt. Weniger bekannt dürfte sein, daß die Dokumente jahrhundertelanger Musikpflege in Schrift und Druck, Wort und Note zum großen Teil erhalten sind und in der Staats- und Universitätsbibliothek eine Sammelstätte gefunden haben. In ihren rund 80 000 Bänden Musikkultur und Noten besitzt die Bibliothek nächst der



Musikabteilung der Preussischen Staatsbibliothek in Berlin die nach Zahl und Wert bedeutendste Musikalienammlung Preußens. Nicht im gleichmäßigen Strom der Jahre und Jahrhunderte rieselten diese Massen in die Kanäle der Bibliothek, sondern drei gewaltige Flutwellen führten sie heran. Vor 400 Jahren legte der Stifter der Bibliothek, Herzog Albrecht von Preußen, den Grundstock zur Musikalienammlung, 1852 erfolgte die Erwerbung der einzigartigen Sammlung des Gymnasialdirektors Friedrich August Gotthold und damit die Erhebung der Musikabteilung zu internationaler Bedeutung. Wenn heute die musikhistorische Forschung in Königsberg sich der reichlich fließenden Quellen erfreut, so verdankt sie es hauptsächlich diesem Mann, der, ein Büchersammler und Musikliebhaber großen Formats, in 40 Jahren eine Bibliothek von annähernd 40 000 Bänden zusammenbrachte, in der die reichen musikalischen Schätze den ersten Rang einnehmen. Durch die hochherzige Schenkung an die Staats- und Universitätsbibliothek hat Gotthold die Zersplitterung dieses kostbaren Besitzes verhindert und sich ein bleibendes Denkmal gesetzt\*). Die nunmehr einsetzende planmäßige Ergänzung dieser Bestände wurde noch einmal durch einen bedeutenden Zuwachs in den Schatten gestellt: das Kantjahr 1924 bot die Veranlassung zur Erwerbung der Königsberger Musikalienleihbibliotheken Jüterbock und Meyer.

Die Feier des 60. Tonkünstlerfestes des Allgemeinen Deutschen Musikvereins in Königsberg gab der Staats- und Universitätsbibliothek die erwünschte Gelegenheit, eine Auswahl aus ihren musikalischen Schätzen in den Räumen des Stadtgeschichtlichen Museums der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Wertvolle Stücke und Bildmaterial aus dem Besitz anderer Institute und einiger Königsberger Privatsammler tragen zur Abrundung und Vervollständigung der Ausstellung bei.

Die Ausstellung folgt in ihrer Anordnung dem Gang der Jahrhunderte. Einzelblätter aus Missale-Handschriften des 12. Jahrhunderts mit schönen Miniaturen und ein Manuskript mit Neumen bilden die ältesten Stücke. Bildliche Darstellungen aus Reproduktionen der Manesseschen Liederhandschrift und des Breviarium Grimani zeigen die Musikübung des Mittelalters. Ausgewählte Stücke der Musikbibliothek Herzog Albrechts von Preußen werfen ein Licht auf die Musikkultur Königsbergs vor 400 Jahren. Prachtvoll geschriebene und mit Initialen geschmückte Handschriften enthalten zahlreiche unbekannt Motetten, Messen und Responsorien von Isaac, Stolker, Josquin, Willaert und andern Meistern der Zeit, fast alles Unica, darunter auch Ludwig Senfls 1530 für Luther geschriebenes „Non moriar sed vivam“, das, lange verschollen, erst kürzlich hier gefunden wurde. Ein Gesangbuch mit eigenhändiger Widmung Katharina Luthers an die Herzogin Dorothea von Preußen gewährt reizvollen Einblick in die engen Beziehungen zwischen Luthers Haus und dem Herzogschloß in Königsberg. Auf Herzog Albrechts Lieblings-

---

\*) Vgl. Joseph Müller-Blattau: Die musikalischen Schätze der Staats- und Universitätsbibliothek zu Königsberg i. Pr. (Zf. f. Musikwiss. 6. 1923/24. S. 215—39) und Ernst Wermke: Friedrich August Gotthold und seine Bibliothek. (Königsberger Beiträge. 1929. S. 354—73.)



gebiet, das geistliche Lied, weisen sein selbst gedichtetes und eigenhändig geschriebenes Glaubenslied, das erste Königsberger Gesangbuch von 1527, des Heinrich von Miltitz handschriftliche Lieder Sammlung und die photographische Abbildung von Paul Kugelmanns „Etliche teutsche Liedlein“, Königsberg 1558, von dem nur ein einziges Exemplar in Thorn erhalten ist.

Aus der reichen Sammlung der Königsberger Kirchen- und Gelegenheitsmusik des 17. Jahrhunderts seien die Namen Eccard, Stobaeus, Weichmann und Heinrich Albert („Arien“ mit „Annen von Tharau“) hervorgehoben. Handschriftliche Motetten und Kantaten aus Alberts Besitz, darunter unbekannte Werke von Schein, Rosenmüller und Heinrich Schütz, dem Vetter Alberts, wie das von dem berühmten Amsterdamer Organisten Peter Sweelind für Stobaeus geschriebene Hochzeitscarmen bezeugen die Verbindung Königsbergs mit den großen Meistern der Zeit. Neben Johann Sebastianis „Passion“ ist bemerkenswert seine bis vor kurzem unbekannte eigenhändige Handschrift des „Pastorello musicale“, eines Schäferspiels, das 1663 in Königsberg bei einer Hochzeit im Hause v. Wallenrodt in Gegenwart des Großen Kurfürsten zur Aufführung kam. Die preußische Musiktheorie der Zeit ist durch Michael Weida, Conrad Matthaei u. a. vertreten.

Christian Schwarz „Musae Teutonicae“ und Georg Riedels Vertonungen des ganzen Matthäusevangeliums, der 150 Psalmen und der ganzen Offenbarung Johannis in eigenhändigen Partituren führen ins nächste Jahrhundert hinüber. Erstausgaben der bedeutendsten Meister der Zeit, eigenhändige Handschriften von Johann Friedrich Reichardt und Karl Philipp Emanuel Bach, Halters „Lieder beym Klavier“, ein Zelter-Autograph „Die Günst des Augenblicks“, wie das umfangreiche Königsberger Subskribentenverzeichnis von Friedrich Ludwig Bendas „Louise“ verdienen die Aufmerksamkeit des Beschauers. Bemerkenswerte Stücke aus den Werken Hillers, Poldielskis und C. T. A. Hoffmanns reihen sich an. Das Hochzeitscarmen zur Vermählung Richard Wagners mit Minna Planer in Königsberg, am 24. November 1836, und das Ehrendoktor-Diplom der Albertus-Universität für Franz Liszt, sowie zahlreiche Briefe aus der Sammlung Teppich werfen manches neue Schlaglicht auf die Beziehungen der großen Musiker des 19. Jahrhunderts zu Königsberg. Eine Auslese aus den Handschriften und Druckwerken der Königsberger Komponisten Berner, Dorn, Goetz, Jensen, Köhler, Nicolai u. a., bemerkenswerte Theaterzettel, darunter der der deutschen Uraufführung der Carmen in Königsberg, Handzeichnungen und lustige Karikaturen aus Dorns und Köhlers Nachlaß geben den Musik- und Heimatfreunden reiche Anregungen. Ein Überblick über Königsberger musikwissenschaftliche Arbeiten der Gegenwart beschließt die Ausstellung, aus deren Fülle hier nur einiges hervorgehoben werden konnte.



# Das Kneiphöfische Rathaus ein Stadtgeschichtliches Museum.

Von Edward Anderson.

Das urkundliche Material, das uns in Akten, Verträgen, Briefen und in ähnlicher Form überliefert ist, befindet sich von alters her gesammelt in Staats-, Stadt- und zum Teil auch in Privatarchiven. Mit Ehrfurcht nimmt der Forscher die alten Pergamenthandschriften zur Hand, die uns Kunde geben von vergangenen Zeiten. Viel schriftlicher Nachlaß, der auf diese Weise gesammelt wurde, hat durch den Buchdruck Verbreitung gefunden, und die Ergebnisse eifrigster Arbeit einiger Gelehrter sind nach und nach Allgemeingut des Volkes geworden. Außer diesen schriftlichen Bergangenheitszeugen hat man schon längst gegenständliche Urkunden gesammelt: Kunstwerke, Gebrauchsgegenstände, Tiere, Pflanzen, Mineralien, Absonderlichkeiten usw., die dann vielfach in buntem Nebeneinander in unzulänglichen Räumen aufbewahrt wurden. Allmählich mußte sich der Sammler bzw. der zu Sammelzwecken gegründete Verein auf besondere Gebiete spezialisieren, weil das Material sich so mannigfaltig gestaltete, daß es in der bisherigen Weise nicht mehr zu bewältigen war. Infolge des Vermögensverfalls griff denn auch die öffentliche Hand ein, indem sie Räume zur Aufstellung der Sammlungen schaffte und Mittel für die ordnungsmäßige Verwaltung und systematische Bearbeitung zur Verfügung stellte.

Erst in ganz neuester Zeit ging man daran, auch der Stadtgeschichte die erforderliche Aufmerksamkeit zu schenken und ihr die Bedeutung beizumessen, die ihr gebührt. So auch in unserer Provinz. Nach dem Kriege, der uns von unserem Vaterlande durch den Korridor abschürfte, kam es weiten Kreisen zum Bewußtsein, wie wichtig es ist, unsere deutsche Kultur in Preußen zu betonen, und daß nur ihre Überlegenheit uns die Mittel in die Hand gibt, gegen die Einflüsse slavischer Länder uns zu behaupten. So entstanden neben den bereits in Königsberg vorhandenen Sammlungen vorgeschichtlicher, wissenschaftlicher, künstlerischer und kunstgewerblicher Art in der Provinz eine Anzahl von Heimatauseen, die sich die Aufgabe stellten, jene Reste zu sammeln und zu erhalten, die uns noch als Zeugen vergangener Zeiten städtischer Geschichte geblieben sind. Der Gedanke, ein Stadtgeschichtliches Museum in Königsberg zu errichten, war darum zeitgemäß, und als 1927 die Stadtverwaltungsräume nach dem Rathaus verlegt wurden, war es ein bleibendes Verdienst des Oberbürgermeisters Dr. Dr. h. c. Lohmeyer, daß unser altes historisches Rathaus im Kneiphof mit seinen schönen Räumen — insbesondere dem berühmten Magistrats-Sitzungsaal und dem Junkerhof — nicht wie so viele andere historische Gebäude unserer Stadt der Vernichtung anheimfiel, sondern den äußern Rahmen für das Stadtgeschichtliche Museum gab.

Schon die Geschichte des alten Rathauses weiß manche Dinge zu erzählen aus alter und neuer Zeit. Als man die Stadt Kneiphof 1326 gründete, mußte man sich mit dem Raum, der zur Verfügung stand,



aufs äußerste einschränken. Die Pregelinsel (das Vogtswerder), auf der man baute, war nicht groß; ein Drittel davon gehörte sogar dem samländischen Bischof, der bekanntlich darauf die Domkirche erbaute, die von der Stadt durch eine Mauer abgetrennt war. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß der Marktplatz vor dem Rathaus sehr klein ist. Auch das Rathaus war einst nur ein bescheidener Bau, dessen Grundrisse die heutigen Keller zeigen, deren Gewölbe noch Überreste aus der gotischen Zeit sind. Erst nach und nach wurde durch Hinzunahme der anliegenden Häuser das Rathaus erweitert, und als man gegen Ende des 17. Jahrhunderts vor diese Gebäude eine Fassade, wie eine Theaterkulisse, vorbaute, gab man dadurch dem Zeitgeschmack Ausdruck, welcher sich in der Person und im Wirken des damaligen Kurfürsten Friedrich III. auslebte und Gefallen an reichgeschmückten Architekturfronten fand. Gleichzeitig aber beschäftigte man auch Stuckateure und Bildhauer im Innern des Baues, Schöpfer figurenreicher Stuckdecken, die noch heute die Bewunderung aller Kunstfreunde erregen.

Als mit der Einrichtung des Museums begonnen wurde, war es natürlich die erste Aufgabe, die vielen störenden Einbauten, die ein immer größer werdender Bürobetrieb erfordert hatte, zu entfernen und die ursprünglichen, auf den alten Grundrissen errichteten Räume möglichst herzustellen. Dieser Aufgabe unterzog sich Stadtbaurat Mast im Verein mit Magistratsbaurat Stallmann mit großem Eifer und Geschick.

In den verschiedensten städtischen Räumen lagerten seit Jahrzehnten alte Holzdecken, bemalte Balkendecken, große Tafeln, auf denen Stuckreliefs angebracht waren, die bei notwendigen Erweiterungsbauten von der Stadt erworben und aufgehoben wurden. Die Schwierigkeiten, die sich bei der Unterbringung dieser schönen Zeugen einer bürgerlichen Baukunst ergaben, lagen nun darin, daß sie erst einmal neu zusammengesetzt und wieder hergestellt und dann den vorhandenen Räumen entsprechend auf den Museumsbau verteilt und ihm eingefügt werden mußten. Dabei half der Umstand, daß man im 16. und 17. Jahrhundert für Bürgerhäuser in Königsberg in den Ausmaßen sich an bestimmte Größen der umbauten Räume gehalten hat, so daß ein merkwürdiger Zufall es fügte, daß fast alle Decken ohne nennenswerte Veränderungen in der ursprünglichen Größe eingebaut werden konnten. Wer heute das Oberbürgermeisterzimmer des Museums betritt und die reichgeschmückte Holzdecke mit Recht bewundert, wird kaum glauben, daß diese Decke zum größten Teil aus Splintern und Bruchstücken bestand. Sie war von der Stadt beim Umbau des Hauses Altstädtische Langgasse 7 (Goldene Axt) etwa 1905 für einen geringen Preis gekauft worden. Bei der Wiederherstellung begann nun ein Ausprobieren und Aneinanderpassen der einzelnen Teile, die von einer dicken Schicht von Anstrichen weißer Deckfarben gereinigt werden mußten. Dabei ergab es sich, daß diese Decke niemals — wie von manchen Stellen vermutet wurde — farbigen Anstrich gehabt hatte; dem Zeitgeschmack entsprechend war sie in Holz geschmückt und hatte durch den weißen Anstrich den Charakter einer Stuckdecke erhalten. Da sie vermutlich aus derselben Werkstätte hervorgegangen ist, aus der im Rathaus die Füllungen zu der 1905 abgebrochenen und



bei der Treppe verwendeten Pfeiferempore stammte, wurde sie nach der Fertigstellung und Ergänzung durch den Holzbildhauer Bönn in ähnlicher Weise behandelt wie diese, d. h. die Holzdecke wurde dem Material entsprechend zur Konservierung nur mit Firnis getränkt. Leider war das dazu gehörige Mittelbild, das eine Himmelfahrt Christi darstellte, verloren gegangen und nicht mehr auffindbar. So mußte man zu der Aushilfe greifen und ein anderes Gemälde (eine Kopie nach Anibale Carracci: „Triumph der Galatea“) verwenden, das etwa im Zeitgeschmack mit der Umrahmung zusammenstimmt. Schwieriger war es, die hölzerne Balkendecke aus dem Hause Altstädterscher Markt 15 — in dem der Dichter Zacharias Werner geboren wurde — einzubauen. Diese Decke erforderte einen größeren Raum, der bisher im alten Rathaus nicht vorhanden war. Jedoch auch hier half der schon erwähnte Zufall, daß die Balkenlängen genau für den Raum paßten, wenn eine trennende Wand entfernt wurde, die einst den Korridor von den Diensträumen schied. Es war bei dem Umbau lobend anzuerkennen, daß sowohl die Zimmerleute wie die Maurer allmählich immer mehr und mehr sich für die Einrichtung des Museums erwärmten und, wie sie die vortreffliche Arbeit ihrer Berufsgenossen verflossener Jahrhunderte anerkannten, nun ihrerseits das Werk zu fördern bestrebt waren. — Das Sandsteinpotal, die Sandsteinpilaster und andere Verzierungen desselben Hauses — erbaut 1595 — hatte man beim Abbruch auf einem Bauhof wahllos zusammengefahren, und es bedurfte mühevoller schwerer Arbeit, diese einzelnen Bauteile wieder zusammenzusuchen und von den häßlichen Ölfarbenanstrichen zu reinigen. Dabei konnte man feststellen, daß die Hausfassade ursprünglich reich vergoldet und mit roten und schwarzen Farben, die sich sehr fest mit dem Sandstein verbunden hatten, geschmückt gewesen war. Man hatte für die Fassade zum Teil gotländischen und zum Teil Bremer Sandstein verwandt; letzterer hatte sich als der widerstandsfähigere erwiesen, während der gotländische, aus dem auch die beiden wappenhaltenden Löwen des Portals gefertigt sind, äußerst mürbe geworden war und abbröckelte.

Die Stuckdecken für die anderen Räume konnten durch den Einbau von Wandschränken, die notwendig waren und die Zimmer verkleinerten, passend gemacht werden. Bei der Wiederherstellung dieser Stucktafeln hat der Bildhauer Reinhold Balzer sich durch die sachgemäße Schonung der erhaltenen Teile und sinngemäße Ergänzung Verdienste erworben. Die Decken mußten natürlich ihren ursprünglichen Charakter behalten, jeder Beschauer sollte sofort erkennen können, was von dem alten Werke erhalten und was ergänzt ist. Darum wurde von einer Vervollständigung etwa fehlender Gliedmaßen bei den Figuren usw. abgesehen. Jede Ergänzung, auch wenn sie noch so geschickt erfolgt, ist immer ein Fremdkörper am Werk des Künstlers, und man blickt sehr viel leichter über die fehlenden Teile hinweg, als man den Verdruß über schlechte Ergänzung verwindet. Der Zufall half weiter bei der Einrichtung. Bei der notwendigen Fortnahme einer Gipsverschalung trat in einem Raum eine bemalte Balkendecke des 17. Jahrhunderts zutage, die in ihrer tadellosen Erhaltung ein gutes Bild vom bürgerlichen Geschmack jener Zeit und



der Art, die Wohnräume behaglich zu machen, gab. Die wesentlichsten Veränderungen, die durch die Einrichtung des Museums im Rathausgebäude erfolgten, sind damit abgeschlossen. Alles übrige wurde nur instand gesetzt und für die Aufnahme von Vitrinen, für das Anbringen von Bildern hergerichtet, denn es war eine selbstverständliche Pflicht, bei allen Einrichtungen die größte Sparsamkeit walten zu lassen.

Was sollte nun diese neue Sammlung in sich aufnehmen? Beabsichtigt war es, dem Besucher ein Bild von der Geschichte und Entwicklung unserer Stadt zu geben. Der Einheimische, auch der Fremde, sollte erfahren, welche Geschehnisse unsere Stadt bewegt hatten. Man mußte da zuerst natürlich an die Vorgeschichte denken, die zeigte, welche Bedeutung das Land in ältester Zeit gehabt hat. Da durfte man natürlich nicht an jenen Zeugen vorbei gehen, die die Zeitungen längst vergangener Epochen bewahrten, Bernstein und Bernsteineinschlüsse. Bis auf den heutigen Tag ist ja Ostpreußen das einzige Land der Welt, das dieses fossile Harz in größerer Menge zutage fördert, und unsere staatliche Bernsteinmanufaktur versendet ihre Produkte in alle Länder der Erde. Aber auch die Zeit der heidnischen Preußen zeigt sich in einigen Bodensunden, die den Beweis einer Kultur erbringen, die lange vor jenen Tagen liegt, in denen der Deutsche Orden bei uns einzog, um das Land zu unterwerfen und zu christianisieren. Die Zeit des Ordens, die Zeit der Herzöge, Kurfürsten und Könige mußte angedeutet werden, da ja leider nur wenig gegenständliche Urkunden aus dieser Zeit erhalten sind. Es gelang eine reiche Münzensammlung zusammenzustellen, die einen großen Teil jener Münzen zeigt, die seit der Ordenszeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in unserer Stadt geprägt wurden. Ebenso weist eine Medaillensammlung auf die Huldigungen, Krönungen, Stadtjubiläen hin, die im Laufe der Jahrhunderte unser altes Schloß erlebt hat. Königsberg mit seinen drei Städten hat natürlich immer ein lebhaftes Kunst- und Innungswesen gehabt, das beweisen die vielen Truhen und Innungspokale, Trinkgefäße, Zepter usw., und diese Handwerker schufen auch manches andere kunstvolle Werk, das aufzuheben erforderlich ist.

Von jeher war Königsberg ein Sitz der Wissenschaft, und Welt-  
ruf erhielt die Stadt durch Immanuel Kant, an den Andenken in einem Zimmer des Museums vereint sind. Als Kant starb, gelangte sein Nachlaß zur Versteigerung und wurde in alle Welt zerstreut. Bis zum Jahre 1893 stand wenigstens das Haus — Modell im Museum —, in dem er gelehrt und gelebt hatte. Wie es so zu gehen pflegt, haben seine Mitbürger wohl nicht die Bedeutung des Mannes im ganzen Umfange erkannt. Unruhige Zeiten, der Krieg im Anfang des 19. Jahrhunderts, sowie auch die vielfachen Beschränkungen, die bis zum Jahre 1848 selbst der Wissenschaft auferlegt waren, brachten es mit sich, daß man allmählich vergaß, was man der Stätte schuldig war, an der ein großer Mann gelebt und gewohnt hatte. Viele Jahre haben sich die wenigen erhaltenen Andenken an den großen Gelehrten in den Räumen des alten Prussia-Museums befunden, wo sie kaum in pfleglicher Weise behandelt sind. Die Handschuhe fraßen die Motten,



der Gut verstaubte, die Bilder erhielten Stockflecke, und die Rahmen wurden beschädigt. Es war schon ein großer Schritt zur Bessernug, als man sie vor der großen Kantfeier 1924 in einem Raum der Stadtbibliothek sammelte. Von dort sind sie denn ins Stadtgeschichtliche Museum gekommen. Es ist ja nicht viel, was vorhanden ist, aber immerhin darunter noch manches interessante Stück, und wenn man beobachtet, mit welcher Ehrfurcht die Ausländer, insbesondere Japaner und Chinesen diese Dinge betrachten, so empfindet man es doppelt schmerzlich, daß nicht schon im Beginn des 19. Jahrhunderts eine Stelle geschaffen wurde, die ex officio verpflichtet war, solche Dinge zu sammeln; denn es ist sicher, daß noch im vergangenen Jahrhundert und auch noch bis zum Weltkriege viele Gegenstände aus allen Gebieten des Lebens vor der Vernichtung hätten bewahrt werden können, hätte man die notwendigen Räume bereitgestellt sowie eine Dienststelle dafür eingerichtet. Weiter brachte es die Museumseinrichtung mit sich, daß man von andern bedeutenden Gelehrten solche Andenken in einem anderen Zimmer vereinigen konnte. Zu den großen Männern, die im vorigen Jahrhundert den Ruhm unserer Universität ausmachten, gehörten die miteinander verwandten Familien Hagen, Bessel und F. Neumann. Der Umstand, daß die 94jährige Tochter des großen Physikers Franz Neumann sich entschloß, den größten Teil des Hausrats ihres Vaters dem Museum als Leihgabe zu überlassen, machte es möglich, nicht nur viele persönliche Gebrauchsgegenstände jener Gelehrten, sondern auch manche ihrer wichtigen Papiere zu erhalten, die sich auf ihr Leben und ihren Werdegang beziehen.

Eine andere Aufgabe des Museums ist es, soweit wie irgend möglich, Abbildungsmaterial sowie auch Stadtpläne, an denen Königsberg besonders reich ist, zu sammeln. Eine Anzahl von plastischen Modellen, die die großen Veränderungen infolge der 1910 einsetzenden Entfestigung sowie die gewaltigen Hafengebäuden anschaulich machen, die während und nach dem Kriege entstanden sind, werden geschichtlichen Wert behalten. Der Anfang einer Sammlung von Autogrammen berühmter Königsberger ist bereits gemacht, und der Vergleich von Handschriften wird dem Graphologen manches Interessante bieten. Nach und nach wird man der Stadtentwicklung in den einzelnen Zweigen ihrer Verwaltung Aufmerksamkeit schenken müssen. Bei einigen Abteilungen, wie Feuerwehr, Schlachthof, Schulwesen hat man bereits den Anfang gemacht, und in unserer schnelllebigen Zeit muß man oft mit Erstaunen feststellen, wie bald Dinge vergessen werden, deren Gebrauch noch vor wenigen Jahrzehnten als letzte Errungenschaft der Technik gepriesen wurde. Doch es erübrigt sich alles aufzuzählen, was in der kurzen Zeit seit der Eröffnung des Museums bereits gesammelt wurde.

Es sei noch darauf hingewiesen, daß es auch die Aufgabe des Museums ist, durch ständig wechselnde Ausstellungen immer wieder das Interesse für Geschichte bei unseren Mitbürgern zu erwecken. Im Verein mit der Staats- und Universitätsbibliothek, der Stadtbibliothek, dem Stadt- und dem Staatsarchiv, die in dankenswerter Weise diese Ausstellungen durch Hergabe geeigneten Materials unterstützten, konnte man viele Dinge einer breiteren Öffentlichkeit



zugänglich machen, die bisher nur wenigen Fachleuten bekannt und zugänglich waren. Ein Museum soll dem Publikum dienen, durch geeignete Zusammenstellung interessanter Gegenstände versucht man weite Kreise zur Teilnahme an die Arbeit heranzuziehen. — Es ist nicht Aufgabe der Bibliotheken und Archive, ihre Bestände als Ausstellungsobjekte zu behandeln, jedoch ist es Pflicht eines Museums, die oft kunstvollen oder kulturgeschichtlich interessanten Formen, in denen Bücher und Urkunden ausgefertigt wurden, dem Publikum zu zeigen. Das Stadtgeschichtliche Museum soll außerdem Lokalforschern behilflich sein und nach und nach Abbildungsmaterial für ihre Veröffentlichungen sammeln. Es ist deshalb eine systematische Aufnahme von alten Gebäuden, Plätzen und Straßen der Stadt vorsehen, die im Laufe der Jahre wenigstens im Bild das zu erhalten versucht, was den Anforderungen des Verkehrs weichen muß. Ebenso wird es notwendig sein, eine Bibliothek zu schaffen, die in weitestem Maße alles in sich vereint, was auf die Geschichte und Entwicklung unserer Stadt Bezug hat. Viel Material, das von Behörden, Schulen und sonstigen Instituten über die Veränderung der Verwaltung der Stadt, die Beziehungen von Handel und Handwerk usw. herausgebracht wird, wird man sammeln müssen, da erfahrungsgemäß gerade diese Dinge so außerordentlich leicht verschwinden, daß es heute z. B. schon sehr schwer ist, aus der Kriegszeit, der Revolution und der Inflation Zeitungen, Veröffentlichungen, Bekanntmachungen und Aufrufe zu erhalten. An letzter Stelle wollen wir noch darauf hinweisen, daß in vielen Familien sich zahlreiche Andenken befinden, die sich auf die Vergangenheit der Stadt beziehen, als da sind: Bildnisse, Urkunden, Gebrauchsgegenstände, Stammbäume usw. Sie sollten im Museum eine Sammelstätte erhalten. Hoffen wir, daß es im Laufe der Zeit immer reicher an Schätzen wird und seine bei der Gründung beabsichtigten Zweck erfüllt, damit wir stolz sein können auf das, was wir ererbt von unsern Vätern haben, daß wir es nicht nur besitzen, sondern auch für uns nützen!

---

## Ein Stadtprivileg Johannsburgs aus der Ordenszeit.

Von Rudolf Grieser.

Am 8. November 1645 wurde der Flecken Johannsburg durch ein Privilegium<sup>1)</sup> des Großen Kurfürsten zur Stadt erhoben. Ein alter Wunsch der Einwohner und ein schon lange von der Landesherrschaft erwogener Plan ging in Erfüllung. Das Privileg selbst verkündet es, daß schon Kurfürst Johann Sigismund (1611—19) die Absicht gehabt habe, den Einwohnern „Stadtrecht und bürgerliche Nahrung wiederfahren zu lassen“, eine Absicht, die dann aber „wegen allerhand einfallenden Hinderungen nicht zu Werk hat gerichtet werden können“.

---

<sup>1)</sup> Herausgegeben von G. Conrad. In: Mitt. d. Lit. Ges. Masovia V (1899) S. 153 ff.



Daß jedoch bereits 200 Jahre früher, noch unter der Ordensherrschaft, die Gründung Johannsburgs als Stadt unmittelbar bevorgestanden hat, daß schon eine entsprechende Urkunde, wenn nicht im Original, so doch mindestens im Konzept abgefaßt wurde und im Wortlaut überliefert ist, dürfte bisher unbeachtet geblieben sein.

Militärische Erwägungen leiteten wohl ausschließlich den Hochmeister, als er 1345 unmittelbar nach dem vernichtenden Einfall Dgierds und Kynstuds die Johannesburg in der Wildnis am Bissek als Sitz eines Pflegers erbauen ließ<sup>2)</sup>. Mochten auch wiederholte feindliche Überfälle aus Litauen 1361 und 1366 die eben errichtete Feste vernichten, immer wieder erhob sich über ihren Trümmern die Johannsburg von neuem. Daß hier 1392 in Gegenwart einer großen Zahl von Ordensbrüdern und Pilgern die Feier des Ehrentisches stattfand<sup>3)</sup>, mag auch als ein Zeichen dafür gelten können, welche Bedeutung die Burg allmählich gewonnen hatte.

Etwa zwanzig Jahre nach der frühesten Anlage der Befestigung, schon ein Jahr, nachdem sie von Kynstuds Scharen zum zweiten Male niedergebrannt war, hat sich die erste Nachricht von einer Siedlung bei der Johannsburg erhalten. — Aus Bienern und Jägern setzte sich die „Einwohnerschaft vor dem Hause Johannsburg“ zusammen, der am 10. November 1367 der Komtur von Balga freie Jagd und Fischerei mit gewissen Einschränkungen in den umliegenden Wäldern und Gewässern außer dem Warschau- und dem Niedersee verlieh<sup>4)</sup>. Diese Urkunde ist das früheste und lange auch das einzige Zeichen für das Bestehen einer Gemeinde bei der Johannsburg, ja, man geht vielleicht nicht fehl in der Annahme, daß sich eine solche auf Grund jener gemeinsam verliehenen Gerechtsame und des gemeinsam auferlegten Zinses damals erst zusammenschloß. Über ihre, wenn auch vermutlich ganz primitive Verfassung erfahren wir aus der Urkunde nichts.

Jahrzehnte hindurch blieb die Biener- und Jägerstiedlung vor dem Ordenshause die einzige Ortschaft im Johannsburgbezirk. Erst im dritten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts begann der Orden mit der planmäßigen Besiedlung und damit Urbarmachung des Gebiets. — Während der westlich des Bissek gelegene Teil weiterhin noch lange Zeit nahezu unbesiedelt von fast ununterbrochenen Wäldern bedeckt blieb, legten die Komture von Balga östlich des Flusses von 1428 an bis zur Mitte des Jahrhunderts über 25 Dörfer an<sup>5)</sup>.

Aus jener Zeit nun sind auch einige Nachrichten überliefert, die auf die alte Bienerstiedlung bei Johannsburg ein, wenn auch spärliches Licht werfen. Der Komtur von Balga beklagte sich beim Hochmeister 1450 über die von den Bienern ihm abgeforderten hohen Preise für Honig, daneben aber findet sich eine Andeutung, die darauf hinweist, daß man gedachte, den Johannsburgern die Fischerei und Jagd, welche

<sup>2)</sup> Wigand von Marburg: SS. Rer. Pruss. II, S. 508.

<sup>3)</sup> Wigand von Marburg: SS. Rer. Pruss. III, S. 648 f.

<sup>4)</sup> Vgl. Voigt, Cod. Dipl. Pruss. III, S. 125 f. sowie eine unzuverlässige deutsche Übersetzung derj. Urkunde ebenda Bd. IV, S. 9.

<sup>5)</sup> Vgl. Töppen, Gesch. Masurens; S. 106 ff. und Ketrzynski, O Ludnosci Polskiej w Prusiech Niedgys Krzyzackich; 1882, S. 420 ff. Vgl. dazu auch die Karte von Josef Karonski, Districtus Johannesburgensis; 1660. (Staatsarch. Königsberg. C 380.)



ihnen 1367 in fast unbefchränktem Maße zugebilligt war, einzuschränken oder gar ganz zu untersagen, dafür ihnen aber ihre Anwesen zu kulmischem Rechte zu verleihen<sup>6)</sup>. In welcher Richtung die Verhandlungen über diese Angelegenheit weitergeführt wurden, entzieht sich unserer Kenntniss, ein anderes Projekt ist jedoch damals aufgetaucht, welches, wenn es durchgeführt wäre, die Lage der Biener bei Johannsburg völlig verändert hätte. Es war — wie bereits oben angedeutet — der Plan, dort eine Stadt anzulegen. Da außer dem Privileg, das lediglich in einem Register der Hochmeisterkanzlei mit voller Datierung und Zeugenreihe überliefert ist<sup>7)</sup>, keinerlei weitere Nachrichten über diesen bemerkenswerten Versuch vorliegen, so scheint die hier folgende volle Wiedergabe der Urkunde sich zu rechtfertigen.

Marienburg; 1451, Mai 15.

Der HM Ludwig von Erlichshausen gibt 200 Hufen im Gebiet Balga aus zur Besetzung einer Stadt Johannsburg durch Lorenz Alluwn.

Wir bruder Ludwig von Erlichshuwzen homeister des ordens der bruder des hospitals sanct Marien des deutschen huwses van Jerusalem thun kunt allen, den dese schriffte werden vorbracht, das wir mit rate, willen und volbort unserer metegebitiger usgegeben und durch unsern getruwen Lorentez Alluwnen besetzt haben unsere stadt Johansburg genant, im gebiete Balge gelegen. Darczu haben wir derselben stadt und iren inwonern gegeben und geben en, iren erben und nachkomeligen in krafft deses brieffes czweihundirt huwben an acker, wezen, weden, welden, poschen, bruchern und strewchern bynnen solehin grenitezen, als en die van unsirn brudern seyn beweiset, frey erblich und ewiglich czu Colmisschim rechte czu besitezen mit solchir bescheidenheit, so das der pfarrer, der daselbest czu Johansburg czur czeit seyn wirdt, czehne, Lorencz Aluwn, der scholcze, seyne erben und nachkomelinge dreysig und darczu drey hofestete in derselben stadt, und die inwoner derselben stadt hundert und czehnen huwben czu gemeynem noteze erblich und ewiglich sollen frey haben und gebrochen; sunder die besitezer der obrigen funffezig huwben sullen uns und unsern brudern van itzlicher huwben neuen gutte scot alle jor jerlich uff sanct Mertens, des heiligen bischoffes tag pflichtig seyn czu czinßen. Sulchen czins van den funffezig huwben dirlassen wir sie czenczig (!) jor lang van datum deses brieffes, so das sie denen irsten sullen anheben czu czinßen und darnach sollen sie iren czins jerlich geben und bezalen. Wir freyen sie ouch des pflugkornes, so das sie keyn pflugkorn sullen geben. Darczu sullen die inwoner derselben stadt van itzlicher hofestadt bynnen der stadt eyn gut scot alle jor jerlich uns und unsirn huwze uff sanct Mertens tag pflichtig seyn czu geben, usgescheiden des scholtezen drey hofestete, die davon sollen seyn gefreyet. Solchin hofeczins dirlassen wir sie ouch czechen jor lang van datum deses brieffes, so das sie denn irsten sullen anheben, solchin czinss czu geben.

Wir geben ouch dem scholtezen alle seynen erben und nachkomen die cleinen gerichte als die vier schilling und darunder, das sie die

<sup>6)</sup> Staatsarch. Königsberg Ord. Brief 1450, Jan. 6 und 1450, Aug. 24: „... uff ein sulchs enpfal ich meynem kellermeister zcu J. und lis en vorbitthen dy welde und die fischeren. Also habin sy in gebunge dißs briffs ir drey czu mir gesand und an mich lassin fregin, waz ir recht ich en gebin wulle . . .“ „... ich las mich duncke daz en Kōlmiß recht am nūczten sen, daz sy daz er mögin uff ire kinder erbin . . .“

<sup>7)</sup> Staatsarchiv Königsberg. Ord. Fol. 97 b, fol. 224 f.



alleyne mogen und sollen nemen und behalden, sunder alles, das in czukomenden ewigen czeiten gegeben und gefallen wirt sowol van strassengerichten, van gericht obir hals und obir hand und sust van allen anderen gericht. Van den sachen und brochen, die do bynnen der stadt und darczu czwelff czeile lang vor allen thoren derselben stadt werden gescheen, sal men in drey teile teilen und sal davon eyn teil unsirs ordens brudern, das ander teil der stad und das dritte dem scholtezen, der czur czeit seyn wirt, geben. Wir wollen ouch, das keyn scholteze, der czur czeit seyn wirt, daselbest cynigerlay sache, die an hals und hand geet, richten solle ane kegenwertikeit unserer bruder adir irer boten; und was wir und unsere brudere van solchin gericht dirlassen werden, das sullen die stadt und der scholteze ouch dirlassen.

In gleicher weyze sal men ouch alle den czinss, der in derselben stadt gefallen wirt van fleischbencken, brotbencken, schubbencken, hokenbwden und kellern undir dem rathuwze, in drey teile teylen und davon eyns unseren brudern, das ander der stad und das dritte dem scholtezen, der czur czeit seyn wirt, geben.

Van sunderlichen gnaden vorleyen wir den inwonern derselben stadt freye fichereye in den zehen Prestlawken, im großen Algoeczyn und im cleyne Algoeczyn mit cleppen, secken, waten und netezen, das trubenetze usgeschlossen. Wir gonnen ouch dem burgermeister derselben stadt, der czur czeit seyn wirt, czwene fischsecke in die Pisse undenwennig den oelsecken czu setzen. Van sunderlicher gonst vorleyen wir dem scholtezen, seynen erben und nachkomelingen, das sie czwene fischsecke und eynen oelsag in die Pisse undenwennig den oelsecken unserer bruder und der unsern und darczu vier secke czu Warschaw in den zehe und nicht in das vlys setzen und der gebrochen mogen alleyne czu irem tische so doch, das sie den strom derselben vlisses Pisse nicht vorsetzen. Und was wir itczundt bewten haben uff denselben czwenhundert hwben, sie seyn besetzt adir umbesetzt, die sollen sie uns gonnen, die weile die bewme derselben bewten steen, und wir wellen ouch alda keyne neuwe bewthen widder lassen machen.

Des czu merer sicherheit und ewigem gedechtnisse haben wir unsir ingesegil anhangen lassen desern brieffe, der gegeben ist uff unsirm huwze Marienburg am nesten sonnabende vor dem sontage so die heilige kirche Jubilate pflaget czu singen. In der jorczal unsirs herren tawsend vierhundert und in dem eynundfunffczigsten jare.

Geczewge seyn die ersamen und geistlichen unsire lieben in gote brudere Ulrich van Eynsenhofen großkompthur, Kylian van Exdorff obirster marschalk, Henrich Rews van Plauen obirster spiteler und czu Elbinge, Henrich Soler van Richtenberg obirster trappier und czu Cristburg kompthure, Lenhard Parsberger treffler, Albrecht Kalb kompthur czu Thorun, und Eberhardt van Wezenthaw kompthur czur Balge, her Andres unsir caplan, Henrich Rouffleyn van Richtenberg und Henrich Nothafft unsire compan. Johannes und Steffanus unsire schreiber und vele andere truwirdige lewthe.

Die völlig fertige Form der Urkunde läßt die Vermutung gerechtfertigt erscheinen, daß der Plan schon über das Stadium der Erwägungen, Beratungen und Verhandlungen hinausgerückt war. Augenscheinlich sollte nicht einfach die bereits bestehende Bienersiedlung mit Stadtrecht begabt werden, sondern es handelte sich um eine völlig neue Anlage durch Besetzung. Die Verhandlungen mit dem Lokator und zukünftigen Schulzen Lorenz Alluwn, welche der Festlegung des Wortlauts der Urkunde vorausgegangen sein müssen, waren, wie aus der Zeugenreihe zu entnehmen ist, in Gegenwart und wohl auch unter



persönlicher Mitwirkung des Komturs von Balga als des am nächsten beteiligten Ordensbeamten zum Abschluß gekommen<sup>8)</sup>.

Das der Stadt verliehene Gebiet war beträchtlich, 200 Hufen wurden ihr zu kulmischem Rechte verliehen, 150 davon waren für den Pfarrer (10), den Schulzen (30), und die Einwohner (110) zinsfrei, während von den übrigen 50 Hufen eine Abgabe von je 9 Scot, von den Hofstätten, deren Zahl nicht festgelegt wurde, je 1 Scot geleistet werden sollte. Die Geringfügigkeit des Zinses und die lange Reihe der Freijahre — für die 50 Hufen waren deren 20 vorgesehen — gestattet Rückschlüsse auf die Schwierigkeit des Unternehmens. Für die Verteilung der Erträge, welche die Pflege der niederen Gerichtsbarkeit und die gewerblichen Einrichtungen der Stadt (Bänke, Buden, Keller) abwerfen würden, war die übliche Drittelung zwischen Orden, Stadt und Schulzen festgesetzt.

Einen weiten Raum nehmen schließlich in dem Privileg die Ausführungen über Fischereirechte ein, welche der Stadt, im einzelnen gesondert dem Schulzen, dem Bürgermeister und den Einwohnern, in freigebigster Weise zugesichert werden. Neben dem Warschausee und dem Pissek werden der Prestlawken, heute Prosolassek sowie der große und der kleine Algoczyn (heute Gr.- und Al.-Jegodschin?) genannt<sup>9)</sup>.

Bei Beantwortung der Frage, weshalb das Projekt der Stadtgründung Johannisburgs damals gescheitert ist, sind wir beim Mangel aller weiteren Nachrichten völlig auf Vermutungen angewiesen. Schon das Privileg läßt die Schwierigkeiten ahnen, welche sich der Lokation entgegensetzten. Es wurde bereits hingewiesen auf die überraschend günstigen Bedingungen hinsichtlich des Zinses und der Freijahre, die der Orden doch offenbar für notwendig hielt, um genügend Menschen, wesentlich aderbautreibende Handwerker, zu veranlassen, ihre Existenz in der „Widnis“ zu suchen. Man muß annehmen, daß hier, wie übrigens auch bei der etwa gleichzeitigen Anlage der Stadt Lyck<sup>10)</sup>, trotz der gebotenen Vorteile die Besetzung nicht vorwärts ging, ja, wahrscheinlich nie begonnen hat.

Daneben mögen noch andere Umstände hemmend gewirkt haben. Obgleich nur sehr selten heute noch nachweisbar, beruhte die Besetzung, wie das Stadtprivileg sie im einzelnen regelte, notwendigerweise auf einem besonderen Vertrage zwischen dem Orden und dem Lokator.

<sup>8)</sup> Daß sich der Komtur schon vorher beim HM. aufhielt, scheint aus des letzteren Schreiben an den Marschall von Livland hervorzugehen (1451, Mai 14), worin er den Komtur zusammen mit dem Ordensmarschall nach Livland als Gesandten abordnete; Staatsarch. Königsbg. Ord. Fol. 17, 644.

<sup>9)</sup> Auf der Karte von Naronski (1660) wird der Prosolassek als Brzozolawsko, in der Umtsrechng. Johannisbg. von 1601 (Staatsarch. Kbg. Ostpr. Fol. 4660, S. 121) als Brzesolawken, auf der von 1663 (Staatsarch. Kbg. Ostpr. Fol. 4672, S. 58) als Brzplawken bezeichnet. — Gr.- und Al.-Algoczyn ließen sich nicht mit Sicherheit identifizieren. Liegt im Register ein Schreibfehler vor? Nach der Lage und einem gewissen Gleichklang im Namen dürfte es sich noch am ehesten um den Gr.- und Al.-Jegodschin handeln. Es ist übrigens nicht ohne Reiz die reichen Fischereiberechtigungen von 1451 mit den viel sparlameren, 1645 verbrieften zu vergleichen.

<sup>10)</sup> Töppen, Gesch. Masurens; 1870, S. 109.



Dabei ist anzunehmen, daß auch schon in der Ordenszeit, wie es ein Jahrhundert später stets nachzuweisen ist, der Besetzer für das ihm zur Besetzung überlassene Land eine mehr oder weniger bedeutende Geldsumme zu zahlen hatte, nach deren Leistung ihm erst die Handfeste ausgeliefert wurde. Möglich, daß im letzten Augenblick Lorenz Alluwn von dem Lokationsvertrage, dessen Erfüllung ihm unmöglich wurde, zurückgetreten ist. Endlich waren aber auch die allgemeinen politischen Verhältnisse, die einer schweren Krise im Innern des Staates entgegendrängten, wenig geeignet zu einer Unternehmung auf so weite Sicht, wie es die Anlage einer neuen Stadt bedeutete<sup>1)</sup>. So ließ sich die Gründung Johannisburgs 1451 nicht durchführen. Ebenso unvermittelt wie er aufgetaucht, sank der Plan auch wieder in Vergessenheit zurück, um erst 200 Jahre später, zwar in ganz anderer Form und auf stärkeren Grundlagen, Wirklichkeit zu werden durch die Privilegierung des aus der alten Bienersiedlung allmählich entstandenen Fleckens Johannisburg.

## Das Alter der Gewölbeflußsteine in der Kirche zu Wargen.

Von Ernst von der Velsnik.

Als zweiten Abschnitt seiner Arbeit über die Tierymbolik in der Kunst des Deutschordenslandes behandelt Walter Seydel im letzten Heft dieser Mitteilungen die geschnitzten Eichenholzscheiben, welche an Stelle von Gewölbeflußsteinen die Kirche in Wargen zieren.

Der Verfasser geht zunächst auf die Baugeschichte des Gotteshauses ein und stellt dabei mit Hilfe sicherer Merkmale fest, daß Chor und Langhaus nicht gleichzeitig entstanden sein können. Diese Tatsache veranlaßt Seydel die auch von Dehio<sup>1)</sup> übernommene Angabe Boettichers<sup>2)</sup> als irrtümlich zu bezeichnen, nach welcher die ganze Kirche zu den Bauwerken des 14. Jahrhunderts zu rechnen ist. Er meint, daß wohl dem Chor dieses Alter zugesprochen werden müsse, nicht aber dem Langhause, welches erst am Ende des 15. Jahrhunderts erbaut worden sei. Zwar hätte man den Sterngewölben des letzteren die gleiche frühe Form gegeben wie denen des Chores. Das sei aber nur der Übereinstimmung halber geschehen, und man dürfe sich dadurch nicht über das tatsächliche Alter des Gebäudes täuschen lassen. — Inwieweit diese Anschauung richtig ist, kann ich nicht beurteilen, da mir ausreichende kunstgeschichtliche Kenntnisse nicht zu Gebote stehen. Wenn der Verfasser aber erklärt, daß die Gewölberippen im Langhause ein ausgesprochen spätgotisches Profil haben, wie es an den Bauten des

<sup>1)</sup> Schon 1454 fiel das Haus Johannisburg durch Verrat in die Hände der Aufständischen. SS. Rer. Pruss. III, S. 664.

<sup>1)</sup> G. Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. II. Berlin 1906. S. 452.

<sup>2)</sup> Adolf Boetticher, Die Bau- und Kunstdenkmäler d. Samlandes. 1. Aufl. Königsberg 1891. S. 138.



14. Jahrhunderts nicht nachzuweisen ist, so muß dem entgegengehalten werden, daß sich das gleiche Rippenprofil im Mittelgeschoß des östlichen Hochschloßflügels der Marienburg findet, welches keinesfalls erst im 15. Jahrhundert gebaut worden ist.

Als hauptsächliches Kennzeichen für die späte Entstehung des Langhauses der Wargener Kirche führt Senzel Inhalt und Form der Darstellungen auf den Schlußsteinen an, welche er in drei Gruppen einteilt. Die Erörterungen des Verfassers über die beiden ersten Gruppen können hier übergangen werden. In der dritten Gruppe wird zuerst die Platte mit dem Löwen des Markus erwähnt. Die Freude des Verfassers über die wohlgelungene Bildhauerarbeit wird man gern teilen, aber ein „prächtiges Wappentier“ ist dieser Löwe keineswegs. Für den Künstler ist das kein Vorwurf. Da er sicherlich den Auftrag gehabt hat, ein bestimmtes kirchliches Sinnbild auszuführen, so lag kein Grund für ihn vor, den Löwen des Evangelisten heraldisch zu stilisieren, und er hat es auch nicht getan. Ein Wappen ist dieses Bildwerk jedenfalls nicht.

Am Schluß wird die Scheibe besonders hervorgehoben, welche in der Mitte des dritten Jochs angebracht ist. Sie trägt nicht, wie der Verfasser schreibt, das Wappen des Deutschen Ordens, sondern das Abzeichen der Hochmeister desselben. Daß dieses Stück nicht erst Ende des 15. Jahrhunderts entstanden sein kann, erweist mit völliger Sicherheit die Art der Darstellung. Sowohl der Herzschild selbst als auch der Adler in demselben kommen in dieser Gestalt kaum noch nach 1400 vor. Abgesehen von dieser schon im Stil des Schnitzwerkes begründeten Erkenntnis weist auch das Aussehen des dem eigentlichen Ordenskreuzes aufgelegten inneren Kreuzes auf eine frühere Entstehungszeit hin, als Senzel annimmt. Während des 14. Jahrhunderts und bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts war es ein sogenanntes Krüdenkreuz, wie wir es an dieser Stelle in Wargen sehen. Doch schon von etwa 1440 ab erscheinen dann in der Regel nicht mehr die Querbalken am Ende, sondern Verzierungen, welche etwa die Gestalt der Wappenlinie haben. Ein gegen Ende des 15. Jahrhunderts geschitztes Hochmeisterabzeichen mit Krüdenkreuz ist geradezu undenkbar. Etwaisiges Zurückgreifen auf veraltete Vorbilder kann hier nicht in Frage kommen. Das würde den Anschauungen jener Zeit nicht entsprechen, und der Bildhauer hat das Würdezeichen des Hochmeisters für die Kirche in Wargen ohne Zweifel so nachgebildet, wie es von dem Oberhaupte des Ordens geführt worden ist.

Ob aus dem hier Dargelegten weitere Schlüsse auf das Alter sämtlicher Schlußsteine in Wargen zu ziehen sind, mag dahingestellt bleiben. Ist es aber richtig, daß das Langhaus der Kirche etwa 150 Jahre jünger ist als der Chor, so müßte angenommen werden, daß diese geschitzten Platten, wenigstens zum Teil, vorher bereits andern Zwecken gedient haben und dann erst später ihren jetzigen Platz erhalten haben. Das ist jedoch sehr unwahrscheinlich. In diesem Falle würden die Schlußsteine auch keinen Anhalt für die Zeitbestimmung des Kirchenbaus bieten können.



## Buchbesprechung.

Die Einwirkungen der Gebietsabtretungen auf die deutsche Wirtschaft. Verhandlungen und Berichte des Unterausschusses für allgemeine Wirtschaftsstruktur. Band 1. Der deutsche Osten und Norden. Berlin 1930. 147 S. Preis: 5,90 RM.

Der Ausschuß zur Untersuchung der Erzeugungs- und Absatzbedingungen der deutschen Wirtschaft hat einen Unterausschuß 1926 beauftragt, die Einwirkungen der Gebietsveränderungen auf die deutsche Volkswirtschaft zu untersuchen. Das erste Ergebnis dieser Arbeiten stellt der vorliegende Band dar, dessen den Osten behandelnder Teil den Breslauer Nationalökonom Hesse zum Verfasser hat. Es kann hier auf dies außerordentlich bedeutungsvolle Werk nur hingewiesen, bei der Knappheit des Raumes kaum darauf eingegangen werden. Neben der Denkschrift der Landeshauptleute über die Not des östlichen Preußens und dem Wert von Holz und Schwalm über die deutsche Ostgrenze gibt es kein Werk, aus dem man sich besser über die katastrophalen Einwirkungen der Gebietsabtretungen orientieren könnte.

Nur ein paar Einzelheiten seien erwähnt. Die Unterbietung der deutschen Frachtsätze durch die polnischen Bahnen hat eine empfindliche Schädigung der ostpreußischen Holzindustrie zur Folge gehabt und Königsberg als Hafen und Holzumschlagsplatz schwer beeinträchtigt. Der natürliche Hafen für den Holzverland des Wilnagebiets ist Königsberg, das von dort auf dem Wasserwege vor dem Kriege sein Holz empfing. Dieser Verkehr ist infolge der litauisch-polnischen Spannung unterbunden. Durch seine Eisenbahntarifpolitik hat Polen es verstanden, den Verkehr nach Danzig abzulenken. Während Königsbergs Holzausfuhr 1926 noch nicht den Stand von 1913 erreichte, verüffnete sich im gleichen Zeitraum die Holzausfuhr Danzigs.

Wie allenthalben in Deutschland sind auch in Ostpreußen die landwirtschaftlichen Produktionskosten seit dem Kriege sehr gestiegen, während sie in den polnisch gewordenen deutschen Gebieten gesunken sind; die Abtretungen haben die Landwirtschaft eines Teiles ihres Absatzgebietes beraubt. Rechnet man die günstigere Verkehrslage der polnisch gewordenen Gebiete hinzu, so ergibt sich, wie schwer es für die ostpreußischen Landwirte geworden ist, sich zu behaupten.

Für den ostpreußischen Handel macht sich das Versiegen des russischen Durchgangsverkehrs empfindlich bemerkbar. Nach den Handelsverträgen mit Rußland von 1894 und 1904 wurde Königsberg den russischen Häfen des Baltikums tariflich gleichgestellt; allein an Linien und andern russischen Rundgetreide gingen vor dem Kriege jährlich eine halbe Million Tonnen durch Königsberg. Wohl sind die alten Handelsverträge mit Rußland 1925 im wesentlichen erneuert worden; sie können sich aber bei dem Fehlen gemeinsamer Grenzen nicht auswirken.

Die Folge der ungünstigen Wirtschaftslage hat naturgemäß eine starke Abwanderung zur Folge. 1919 bis 1925 haben fast 160 000 Landbewohner ihre Scholle verlassen; von 1907 bis 1925 hat Ostpreußen 8 Prozent seiner Landarbeiter verloren. „Ostpreußen“, so schließt Hesse, „gleich einem Glied, das vom Körper nicht abgeschnitten, aber abgeschnürt ist, das von ihm noch ernährt wird, aber nicht genügend Nahrung erhält und infolgedessen verkümmert. Diese Folge der Abtretung Westpreußens wiegt am schwersten . . . Wer weitausschauend den Ablauf des geschichtlichen Werdens bedenkt, das langsam aber unerbittlich fortschreitet, verfolgt die Erscheinungen des Niederganges mit um so größerer Sorge, je klarer er erkennt, daß sie als Folgen der Zerreißung natürlich gegebener und historisch gewordener Zusammenhänge eintreten mußten.“

M. H.

Königsberg i. Pr.

Selbstverlag des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Druck: Ostpreussische Druckerei und Verlagsanstalt A.-G.